

Geistige und materielle Werte des Kulturdenkmals

Dresden, den 28. Oktober 2000

Mit der Dresdener Frauenkirche verbinden mich zwei persönliche Erlebnisse.

Ende August, Anfang September 1986 fand in Dresden die Tagung des Internationalen Ausbildungskomitees des ICOMOS statt. Deren Teilnehmer waren einige Dutzend Hochschullehrer der Architekturgeschichte und Denkmalpflege aus mehreren europäischen und außereuropäischen Ländern. Am 1. September machten wir nachmittags eine Stadtbesichtigung. Unser Bus hielt vor der Ruine der Frauenkirche, die ins Mahnmal den Opfern des letzten Weltkrieges umgewandelt wurde. Als wir aus dem Bus ausgestiegen waren, erinnerte unser Gastgeber, Professor Deiters, daran, dass an diesem Tag sich der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges jährte und fragte mich, ob ich bereit wäre, als Präsident des Komitees einen Blumenkranz zu Ehren aller Kriegsoffer, darunter der in der unvergesslichen Nacht vom 13. Februar 1945 gefallenen Einwohner Dresdens, auf der Platte niederzulegen. Bevor ich antworten konnte, holte man aus dem Kofferraum des Busses einen großen Blumenkranz und reichte mir ihn. Schweigend gingen wir auf die Platte zu, ich legte den Kranz nieder und kniete. Lange noch musste ich an dieses überraschende Ereignis in meinem Leben denken.

Acht Jahre später, es war Herbst 1994, hatte mich der Oberbürgermeister Hiroshimas nach Japan eingeladen. Die Japaner bemühten sich damals um die Eintragung, in die UNESCO-Welterbeliste der Ruine eines Eisenbeton-Bauwerkes mit einer Stahl-Glas-Kuppel, des sogenannten Gembaku-Doms, das soviel wie Atomkuppel heißt, des einzigen Bauwerkes, das dem amerikanischen Atomangriff von August 1945 standgehalten hatte. Ich sollte bei der Erstellung der Dokumentation für die UNESCO helfen und in einer großen Tokioter Halle für über 1.000 Personen einen Eröffnungs-Vortrag dieser Kampagne halten. Die Bearbeitung dieses Antrages war nicht leicht. Die Ruine hatte keinen architektonischen und historischen Wert, jedoch besaß sie eine enorme Aussagekraft als Symbol. Im besagten Vortrag griff ich auf die Konzentrationslager und großen Kriegsgräberfelder zurück. Ich führte Auschwitz-Birkenau an, dessen Gebiet als Mahnmal des größten Völkermordes auf der UNESCO-Liste steht. Ich sprach auch von der Warschauer Altstadt, in deren Trümmern viele Stadtbewohner

den Tod fanden und die erst nach dem Wiederaufbau in die UNESCO-Liste eingetragen wurde. Und ich führte vor Augen auch die Tragödie Dresdens und zeigte deren Symbol - die dramatische Ruine der Frauenkirche. Alle diese sehr unterschiedlichen Beispiele hatten eines gemeinsam: den ergreifenden Wert des Symbols des Massenmordes und menschlichen Todes, der Menschen von Menschen bereitet wurde. Das ist ein geistiger, immaterieller und unerschütterlicher Wert. Nach meinem Vortrag sagte mir ein Zuhörer, er habe gelesen (und die Japaner wissen im Unterschied zu den Amerikanern fast alles über Europa, sie sind immer am Ball), dass die Einwohner Dresdens die Frauenkirche wieder aufbauen wollten und dass es schade sei, weil diese dann den Symbol-Wert verlieren würde. Nach kurzer Überlegung sagte ich, vielleicht sei es schade, vielleicht aber nicht, denn sie würde gerade nach dem Wiederaufbau zum Symbol des Sieges des Lebens über den Tod, des Willens zum Bauen über dem Willen des Zerstörens werden, wie die Warschauer Altstadt.

So wichtig und zugleich schwer erfassbar sind die Probleme des immateriellen Wertes eines Baudenkmals. Solange wir mit Materie, deren Struktur und Form zu tun haben, wenden wir kunstgeschichtliche Kriterien an. Gehen wir jedoch über die Materie hinaus, bewähren sich ästhetische Kriterien nicht mehr. Diesen Problemen möchte ich mein heutiges, bereits drittes, Treffen mit der Frauenkirche widmen, das ich meinem langjährigen Kollegen Professor Jürgen Paul zu verdanken habe.

Die immateriellen Werte des Kulturdenkmals sind im letzten Jahrzehnt zum zentralen Thema internationaler Diskussionen der Denkmalpfleger geworden, die allem Anschein nach zu einer Umbewertung unserer Begriffe führen; zumindest in der abendländischen Kultur. Dies ist mit der Auffassung des in der Philosophie der Denkmalpflege gravierendsten Begriffes der "Authentizität" des Kulturdenkmals verbunden, dem eine Reihe von wichtigen Tagungen gewidmet worden ist. Die Diskussion dauert an. Die nächste Generalversammlung des Weltkulturrates ICOMOS im Jahre 2002 in Simbabwe wird auf Antrag unserer afrikanischen Kollegen eben diesen "immateriellen Werten materieller Kulturdenkmäler" gewidmet sein.

Beim Aufgreifen dieses Themas muss man auf die Anfänge der menschlichen Kultur zurückgreifen. In früheren Jahrtausenden und Jahrhunderten pflegten in sich abgeschlossene Kulturräume ihr Erbe aus religiösen, ideologischen oder materiellen Gründen, wobei sie ihre eigenen Erfahrungen gewonnen und Traditionen herausgebildet haben, die von Generation auf Generation übertragen wurden. Unser Wissen darüber schöpfen wir hauptsächlich aus den Kulturen des Fernost, des präkolumbischen Lateinamerikas und aus dem Islam. Die Sorge um das Fortbestehen des Erbes bestand in der laufenden Erhaltung des Bauwerkes in einem

guten technischen Zustand durch regelmäßigen Austausch von abgenutzten Elementen gegen neue oder im Wiederaufbau von Bauwerken nach Verheerungen, die von Menschen oder von der Natur verursacht worden sind. In der arabischen Welt hatte jeder Herrscher am Beginn seiner Herrschaftszeit die Pflicht, die Moscheen zu besichtigen und abgenutzte Bauteile austauschen zu lassen. Die Inkas nahmen dies an Tempeln und Palästen alle 52 Jahre vor. In Japan wurde dies traditionsgemäß in einem Turnus von 20 Jahren durchgeführt. Ein beredtes Beispiel dafür ist, dass im 7. Jahrhundert erbaute Heiligtum Ise, das seit seiner Entstehungszeit alle 20 Jahre bei Religionsfesten feierlich erneuert wurde. Das sind die ursprünglichen "Denkmalpflegedoktrinen", die von einem tiefen Realismus gekennzeichnet sind. Nur dank einer solchen nicht näher definierten Denkmalpflege konnten sich Schätze vieler Kulturen bis heute erhalten.

Die philosophische Einstellung zur Denkmalpflege wurde am frühesten in Europa kodifiziert. Bereits im frühen 19. Jahrhundert entstand die erste Denkmalpflege-Doktrin - der in seinem Denken durch und durch romantische Purismus - und wurde zum Gemeingut des ganzen Westens. In dieser Zeit entdeckte und bewunderte man die Kunst und Architektur des mittelalterlichen Europas, wobei es zugleich an ästhetischer Billigung für die späteren, neuzeitlichen Kunststile fehlte. Der Purismus (abgeleitet vom lateinischen *pure* - rein, sauber) verkündete die Notwendigkeit der Wiederherstellung der Stilreinheit romanischen und gotischen Kirchen und Schlössern durch Säuberung von späteren Stilauflagerungen. Diese massenhafte Reromanisierung und Regotisierung der Baudenkmäler hatte riesige und unumkehrbare Zerstörungen der historischen Substanz zur Folge.

Die moderne Denkmalpflegedoktrin entstand um die Jahrhundertwende auf dem deutschsprachigen Gebiet. 1903 hat der Wiener Denkmalpfleger Alois Riegl sein berühmtes Werk *Denkmalkultus...* in Leipzig herausgegeben und zwei Jahre später fielen in Straßburg in Anwesenheit des Kaisers die folgenschweren Worte des Kunsthistorikers Georg Dehio "*konservieren, nicht restaurieren*", 1916 schließlich erschien in Wien der *Katechismus der Denkmalpflege* von Max Dvorak. Die neue Doktrin war eine scharfe und extreme Reaktion auf die Verheerungen, die der im vorangegangenen Jahrhundert wütende Purismus in der historischen Substanz angerichtet hatte. Dessen Ablehnung fiel umso leichter, da die "barbarischen" Völker sich an den im Geiste der Stilreinheit restaurierten Domen und Schlössern ausreichend ergötzt haben und der methodologische Fortschritt in den Geschichtswissenschaften Achtung vor den materiellen Dokumenten der Vergangenheit gebot. Einen guten Nährboden fand also die Forderung nach einem wissenschaftlichen Charakter der Denkmalpflege, die sich zum Ziel setzte, Denkmäler in deren integralen, authentischen

Zustand als historische Quellen für die künftigen Generationen sowie zeitgenössische und kommende Forscher zu erhalten. Diese Forderung war nämlich in Westeuropa kulturell tief verankert. Sie appellierte an die frühchristliche Tradition (und später speziell an die katholische, waren doch Riegl und Dvorak nicht zufälligerweise habsburgische Katholiken) des Kults heiliger Reliquien, der bereits während der Kreuzzüge und später in der Renaissance auch Architekturelikte umfaßte. Im Einklang mit dieser Tradition, entschied über die Authentizität des Kulturdenkmals, ausschließlich die Authentizität seiner materiellen Substanz. Deren Mangel tat es als Fälschung ab.

Eine derartig doktrinäre Einstellung hatte zwei Dimensionen. Die erstere, engere, über alle Maßen richtig und die bis auf den heutigen Tag nicht in Frage gestellt wird, war das Gebot des weitgehendsten Schutzes der historischen Substanz überall dort, wo dies nur möglich war. Dieses Gebot untersagte deren Zerstörung und Beschädigung bei denkmalpflegerischen Arbeiten. Die zweite Dimension - etwas weiter aufgefasst und über die Denkmalpflege hinausgehend, aber maßgebend auf die Bereiche Ästhetik und moderne Kulturpolitik übergreifend - war das Verbot jeglichen Wiederaufbaus der durch Katastrophen zerstörten Denkmäler, da dies als Geschichtsfälschung galt. Unmerklich wurde das Wiederaufbauverbot zur Hauptlosung der neuen Doktrin. Eine Gelegenheit zur Diskussion bot bald der Einsturz des berühmten Campanile di San Marco in Venedig im Jahre 1902. Ursache dafür war instabiler Boden auf dem Sankt Markus-Platz. Trotz lauter Proteste seitens der Fundamentalisten der neuen Doktrin wurde er jedoch wieder aufgebaut. Diesen Entschluß rechtfertigte man mit den immateriellen Werten dieses Baudenkmals, galt es doch seit Jahrhunderten als berühmtes Symbol von Venedig und des Kults dessen Schutzheiligen.

Die Zerstörung von Kulturdenkmälern im Ersten Weltkrieg hat die neue Doktrin einer schweren Probe ausgesetzt. Die Bestrebung, sie wieder aufzubauen, war tief moralisch und kulturell begründet. In den durch den Krieg zerstörten Ländern schossen wiederaufgebaute, also „falsche“ Kulturdenkmäler empor. Trotzdem wurde die neue Doktrin weit und breit in Europa - und nur in Europa - gutgeheißen. Es bedeutet jedoch keinesfalls, dass die Praxis nicht von der Theorie abwich. Man verehrte die neue Doktrin wie die Zehn Gebote, heimlich versündigte man sich jedoch gegen das Gebot, Kulturdenkmäler nicht wieder aufzubauen.

Die nächste, unvergleichlich schwerere Probe waren die Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges, die weitaus verheerender waren, als die des Ersten, denn sie betrafen nicht nur einzelne Kulturdenkmäler, sondern ganze Stadtanlagen und historische Städte. Damals hat das Schicksal unsere beiden Länder näher gebracht; Deutschland, der Angreiferstaat, und

Polen, das erste Opfer seines Überfalls, erlitten im Krieg die größten Verluste hinsichtlich der Kulturdenkmäler. Jedoch die Lage in unseren beiden Ländern war nach dem Krieg grundsätzlich verschieden.

Die deutsche Frustration nach dem verlorenen Krieg, das Gefühl der Schuld und die Suche nach ihren Wurzeln in der eigenen Geschichte - all das beförderte den Wunsch, mit der Vergangenheit zu brechen und die Geschichte Deutschlands neu zu schreiben, zum Beispiel durch einen neuen Städtebau, eine neue Architektur. Gegen die "steinernen Stadt" der Vergangenheit setzte man nun vielfach die durchgrünte aufgelockerte Stadtlandschaft. Die Wiederaufbaudiskussion verlief allerdings kontrovers: Da prallten Traditionalisten und Modernisten aufeinander, die einen propagierten einen der Geschichte verpflichteten Aufbau, die anderen forderten einen demonstrativen Neubeginn. Letzterer bedeutete eine Abwendung von den materiellen Resten der Vergangenheit und verlief in beiden deutschen Staaten, trotz aller politischen Gegensätze, phasenweise ganz ähnlich. So wurde das Stadtschloss in Ost-Berlin aus ideologischen Gründen abgebrochen. Aber auch in West-Berlin hatten alle politischen Parteien für den Abriss von Schloss Charlottenburg votiert; dass es dennoch gerettet wurde, ist nur dem entschlossenen Auftreten der zuständigen Denkmalpflegerin, Professor Margarete Kühn, zu verdanken.

In Wirklichkeit schlug man zwei Wege ein. An Stelle der zerstörten historischen Stadtteile entstanden gewöhnlich neue Stadtanlagen und neue Architektur. Andererseits baute man ohne viel Aufhebens einzelne wertvolle Baudenkmäler auf. Am bekanntesten sind die romanischen Kirchen Kölns, zum Leben auferweckt von der damaligen StadtDenkmalpflegerin Hanna Adenauer.

Die Haltung der polnischen Gesellschaft zu ihrer Geschichte und zu ihrem Erbe war nach dem Krieg derjenigen in Deutschland diametral entgegengesetzt. Polen erlitt in dem nicht von ihm verursachten Krieg die schwersten Verluste an Kulturgütern innerhalb Europas. Das Bedürfnis der Gesellschaft nach einem Wiederaufbau des zerstörten Landes war stark und moralisch zutiefst berechtigt. Das Hauptproblem, das gelöst werden musste, hing mit den zerstörten historischen Stadtanlagen zusammen. Insbesondere traf dies auf Warschau zu. Es entbrannten Diskussionen unter Kunsthistorikern und Denkmalpflegern. Sie waren alle im Geiste der geltenden Doktrin der Vorkriegszeit ausgebildet worden, welche die Rekonstruktion als Geschichtsfälschung ablehnte. Sie waren sich jedoch angesichts des Ausmaßes der Verwüstungen und der Tatsache, dass diese Zerstörungen, so im Falle von Warschau, nicht nur das Ergebnis von Kampfhandlungen, sondern der gezielten Vernichtung von Zeugnissen

unserer Geschichte und nationalen Identität waren, der Besonderheit der Lage bewusst. Die öffentlichen Diskussionen in diesem kompetenten und engagierten Kreis hatten einen eher akademischen Charakter. Indessen aber nahmen die Diskussionen, die mit parteitreuen Architekten und Städtebauern geführt wurden, einen bedrohlichen Lauf.

Das Programm des Wiederaufbaus, darunter u.a. der Warschauer Altstadt, wurde bereits 1946 formuliert. Die polnischen Denkmalpfleger, die für den Wiederaufbau plädierten, unternahmen jedoch keinerlei Versuche, den Wiederaufbau auf dem Boden der Denkmalpflegedoktrin zu begründen (wie manchmal in anderen Ländern). Sie sahen im Wiederaufbau eine tragische Ausnahme von der Regel und waren sich - wie es der damalige Generalkonservator (und spätere Ehrendoktor der TU Hannover und Schinkelring-Träger) Professor Jan Zachwatowicz zum Ausdruck brachte - "der Tragödie der denkmalpflegerischen Fälschung" bewußt.

Als Alternativlösung zum Wiederaufbau galt in Westeuropa die Errichtung von modernen Bauwerken, die der modernen Architektur nicht immer ein gutes Zeugnis ausstellten. In der Sowjetunion und den anderen, dem Sowjetkommunismus unterworfenen Ländern, wo ein ideologischer Kampf gegen den Westen geführt wurde, war eine solche Architektur als "Frucht des verfaulenden Kapitalismus und Imperialismus" verboten. Propagiert wurde hingegen der Eklektizismus, den Stalin besonders schätzte. Dieser Stil wurde offiziell "sozialistischer Realismus" genannt und sollte, um es mit Stalins Worten zu sagen, "national in seiner Form und sozialistisch im Inhalt" sein. Bereits 1948 entwarf eine Gruppe von parteitreuen Architekten eiligst Pläne einer neuen stalinistischen Architektur für Warschau.

Der Wiederaufbauplan war von der Partei immer noch nicht bestätigt worden. Im Jahre 1948 diskutierte man darüber, ob anstelle der Warschauer Altstadt nicht besser ein sozialistisches Wohnviertel errichtet werden sollte. Erst durch das Referat des Parteichefs Boleslaw Bierut vom 3. Juli 1949, wurde die Ampel auf Grün gestellt. Von diesem Augenblick an wurden der Wiederaufbau und die Restaurierung von Baudenkmalern Inhalt einer politischen Direktive.

Die Tatsache, dass die Entscheidung, gefallen war, die Warschauer Altstadt wiederaufzubauen, bedeutete keineswegs, dass von nun an alles in die Hände der Denkmalpfleger gelegt worden wäre. Der Wiederaufbau wurde unter dem Namen "Bau der sozialistischen Wohnsiedlung Altstadt" betrieben und es galten dabei alle Wohnungsbaunormen, die für die neuen sozialistischen Wohngebäude aufgestellt worden waren. Die zuvor gesammelte, fast komplette Bauaufnahme und bauhistorische

Dokumentation, die mit der Absicht zusammengestellt worden war, die Altstadt gemäß allen wissenschaftlichen Maßstäben zu rekonstruieren, erwies sich nur teilweise als brauchbar. Die Planer standen einerseits vor dem schier unlösbaren Problem, Typenwohnungen in die altstädtischen Bürgerhäuser einzubauen, wodurch die traditionellen räumlichen Verhältnisse aufgehoben werden mussten, andererseits musste die Bebauungsdichte aus Belichtungsgründen, wegen erforderlicher Sonnenstrahlung und Grünflächen verringert werden. Dieses ermöglichte den Architekten, romantische Szenographien mit historischem Flair zu entwerfen. In dieser Situation mussten die Belange der Restaurierung von Bruchstücken der historischen Substanz und der Rekonstruktion der zerstörten Formen vor den neuen Maßgaben zurückweichen. Auf diese Art wurde das schmutzige, überbevölkerte und dickbebaute Elendsviertel Warschauer Altstadt in ein romantisches Wohngebiet verwandelt, in dem Charme der historischen Formen mit der Hygiene der Moderne einhergeht.

In diesem Sinne wurde die "Wohnsiedlung Altstadt" ebenfalls „national in der Form und sozialistisch im Inhalt“, obwohl dort ausnahmsweise nicht nur die Helden der Arbeit, sondern auch die sogenannte "fortschrittliche schöpferische Intelligenz" Wohnungen erhielt. Das Aufbauwerk blieb aber viele Jahre lang unvollendet, weil das Regime sich aus ideologischen Gründen weigerte, das Königsschloss wieder aufzubauen. Erst nach einer Partei-Palastrevolution 1970 gelang es, die neue Parteispitze unter Edward Gierek davon zu überzeugen, dass sie ein größeres Vertrauen der Bevölkerung als die vorhergehende Parteileitung genießen würde, falls sie die gesellschaftlichen Erwartungen erfüllte.

Die Geschichte des Warschauer Königsschlusses ist reich und dramatisch. Ab Ende des 16. Jahrhunderts, als die Hauptstadt von Krakau nach Warschau verlegt wurde, war es Sitz des Königs und der Ort, an dem die wichtigsten Staatsakte stattfanden. In der Zwischenkriegszeit amtierte dort der Präsident der Republik. Im September 1939 fielen die ersten, für Warschau bestimmten, deutschen Bomben direkt auf das Königsschloss und verursachten einen Brand des Daches und der Decken. 1942 entstand ein Plan, an seiner Stelle eine gewaltige Parteihalle der NSDAP zu errichten, deren Vorderfront dem Schlossplatz zugekehrt sein sollte, an der Weichselböschung sollten Terrassengärten angelegt werden. Dieser Plan wurde jedoch nie realisiert.

Nach dem Warschauer Aufstand 1944 wurden die Schlossmauern vom Sprengkommando restlos zerstört. Es blieb nur ein riesiger Schutthaufen. Zuvor gelang es aber den polnischen Konservatoren Elemente der Innenausstattung aus dem Schloss illegal zu entfernen und in Sicherheit zu bringen. Es waren darunter Portale, Kamine, Fensterfassungen, Bruchstücke

von Gesimsen. Nach dem Krieg wurde der Schutt entfernt und dort, wo früher das Schloss stand, spazierten nun Menschen. Vor dem Wiederaufbau wurden archäologische Grabungen durchgeführt, bei denen historische Kellerräume freigelegt wurden. Beim Wiederaufbau, bei dem man sich auf die vorhandene Bauaufnahme und bauhistorische Dokumentation stützte, kehrten alle authentischen Ausstattungselemente gleich Reliquien an ihren früheren Platz zurück. Da das Schloss nach dem Wiederaufbau als Museum funktionieren sollte, wurde zweckentsprechend seine Infrastruktur ausgebaut.

Einen besonderen Platz in der Nachkriegsgeschichte des Wiederaufbaus in Polen nimmt Danzig ein. Die Stadt wurde nach der Eroberung und nachdem der größte Teil der deutschen Zivilbevölkerung sie verlassen hatte, durch die Rote Armee verbrannt. Anstelle der deutschen Vertriebenen kamen nun polnische Vertriebene aus den ehemals polnischen Ostgebieten, die an die Sowjetunion abgetreten werden mussten. Sie fanden eine ihnen fremde hanseatische Stadt vor. Es gab anfangs Diskussionen und Bedenken, ob man die Stadt in ihrer historischen Form wiederaufbauen solle. Der Entschluß kam jedoch spontan und man begann damit sogar eher als in der Warschauer Altstadt. Die romantische Reaktion der neuen Bewohner fand Unterstützung bei den Lokal- Parteibehörden und sie riefen dazu auf, "Danzig schöner denn je wieder aufzubauen". Der Wiederaufbau war keineswegs unproblematisch, denn man verfügte lediglich über eine beschränkte Baudokumentation des Vorkriegszustandes, die laufend durch historische Bauforschungen ergänzt wurde. Dennoch blieben große Lücken, die von der „*licentia poetica*" der Denkmalpfleger ausgefüllt wurden. Das wiederaufgebaute Danzig ist also zum Teil eine romantische Schöpfung der Denkmalpfleger. Jedoch dort, wo eine ausreichende Dokumentation vorhanden war oder wo einzelne Baudenkmäler größtenteils erhalten waren, wurde die Restaurierung originalgetreu und auf hohem Niveau durchgeführt. Die deutschen Behörden waren in der letzten Kriegsphase auf Bombardements der Stadt vorbereitet und haben daher viele wertvolle Elemente aus den Kirchen und öffentlichen Gebäuden rechtzeitig entfernen lassen. Sie wurden in den umliegenden Ortschaften versteckt und haben glücklicherweise den Krieg überstanden. Nach dem Krieg sind die deutschen Denkmalpfleger in Danzig geblieben und haben zusammen mit polnischen Denkmalpflegern am Wiederaufbau der Stadt teilgenommen. Sie übergaben den Polen die vorhandene Dokumentation, offenbarten die Verstecke der demontierten Elemente und schlossen sich der Denkmalpflege an. Diesem Umstand ist es zu verdanken, dass die historischen Elemente nach dem Krieg an ihren ursprünglichen Platz zurückgekommen sind. Eine schöne, doch kaum bekannte Episode aus der Geschichte der Denkmalpflege.

Indem die Behörden den politischen Entschluss fassten, die Baudenkmäler wieder aufzubauen, schränkten sie zugleich die Reichweite des sozialistischen Realismus ein und willigten in die Koexistenz mit "nationalen Kulturdenkmälern" im Dienste der Gesellschaft ein. Eine solche Entscheidung machte sowohl im Ausland einen guten Eindruck, wo sie vom kulturellen und humanistischen Charakter des Kommunismus in Polen zeugte, als auch in Polen selbst, weil sie den sogenannten "Bedürfnissen der Bevölkerung" entgegenkam, die von Erinnerungen an die Kriegsgreuel geplagt war und die schwierige Nachkriegssituation ertragen musste.

Genau umgekehrt reagierte dagegen die Weltöffentlichkeit der Denkmalpfleger. Je weniger in einem europäischen Land die Baudenkmäler im Krieg gelitten haben, um so nachdrücklicher und prinzipieller verurteilten sie die polnische Abweichung von der Doktrin. Im Umlauf war der entschieden negative Begriff "polnische Schule der Denkmalpflege", die keine Denkmalpflege, sondern totale Restaurierung und Wiederaufbau bedeutete. In Deutschland herrschte indes diskretes Schweigen, es gab sogar vereinzelte Versuche, das polnische Drama zu verstehen. Zum Ausdruck brachte es u.a. Friedrich Mielke in seinem Buch "Die Zukunft der Vergangenheit". Die Kritik war keineswegs unbegründet, denn nach der Periode des Wiederaufbaus, der im Prinzip in den fünfziger Jahren abgeschlossen wurde, verstärkte sich die "visionäre Romantik" in der Denkmalpflege auf eine gefährvolle Art und Weise. Diese Tendenz war nicht mehr zu bremsen, sie bemächtigte sich nicht nur der Denkmalpfleger, sondern auch vieler Architekten und wurde zu einer Fließbandfertigung einer pseudohistorischen Architektur. Ein Fließband, an dem die der gespenstischen Architektur der "sozialistischen" Wohnsiedlungen überdrüssige Bevölkerung Gefallen fand.

Jedes wieder aufgebaute Baudenkmal oder eine historischen Anlage hat einen neuen materiellen Wert, einen Nutzwert. Jedoch nicht dieser entschied über den Wiederaufbau, sondern vielmehr der immaterielle oder auch geistige Wert. Es fällt nicht schwer, diesen Wert im Falle der Warschauer Altstadt zu erkennen, die nicht nur den ältesten mittelalterlichen Stadtkern bildete, aber auch ein Massengrab der Warschauer Aufständischen war, deren Tod oder Gefangenschaft die Rote Armee am anderen Weichselufer abgewartet hatte.

Unverkennbar sind diese Werte auch hinsichtlich des Königsschlosses, eines Symbol der staatlichen Unabhängigkeit, oder hinsichtlich der Warschauer Kathedrale, die die vom atheistischen Kommunismus bekämpften christlichen Werte symbolisierte. Die Begeisterung, der Warschauer, die ihre Heimatstadt wieder aufbauen wollten, ist begreiflich, wie soll man aber die nicht minder enthusiastische Haltung, der polnischen Vertriebenen einschätzen, die die ihnen völlig, fremde Architektur von Danzig wieder aufbauten? War es das Bewußtsein des

europäischen Erbes und das Bedürfnis es zu schützen, die beim Wiederaufbau dieser Stadt mitentscheidend waren? Diese Aktivitäten waren der heute in Straßburg lancierten Kampagne "Europa - gemeinsames Erbe" um ein halbes Jahrhundert voraus.

Die Verteidigung der immateriellen Werte der Kulturdenkmäler, die deren Wiederaufbau zugrunde lag, war zuweilen eine Verteidigung vor drohenden "negativen Werten". Es wurde viel von Patriotismus oder gar von Nationalismus und Chauvinismus der Polen als Hauptantrieb des Wiederaufbaus von Baudenkmalern gesprochen. Indessen ließen sie sich bei den Bemühungen um den Wiederaufbau von einer wichtigen Voraussetzung leiten, nämlich von der Sorge, die Kulturlandschaft historischer Städte vor der Alternative der stalinistischen Architektur des sozialistischen Realismus zu bewahren. Im Ausland ist man sich dessen kaum bewußt.

Die "negativen Werte" oder nennen wir sie "negative Inhalte" waren ein wichtiges Element der Denkmalpflegepolitik. Der Entschluß, die alte Substanz wieder aufzubauen, brachte auch Gefahren für das Regime. Deshalb musste der Wiederaufbau unter politischer Kontrolle bleiben. Der Wiederaufbau und die Restaurierung mussten selektiv sein. Es bestand eine besondere Klassifizierung von Denkmälern, je nachdem, ob sie "fortschrittliche", reaktionäre", "patriotische", "kosmopolitische" oder "fremde" Inhalte vermittelten. Nicht, dass die Behörden bestrebt gewesen wären, die unpolonierbaren "deutschen" Denkmäler in den sogenannten wiedergewonnen Gebieten oder den Nachlass der "besiegten" Klassenfeinde vorsätzlich verkommen zu lassen. Der Wiederaufbau und die Restaurierung griffen unmittelbar in die Beziehungen zwischen dem kommunistischen Staat und der Kirche ein und musste insofern unter strenger politischer Kontrolle bleiben.

Versetzen wir uns jetzt mental von Polen in den internationalen Kreis der Denkmalpfleger. Inwieweit waren sie sich dessen bewußt, dass es das Bedürfnis und die Notwendigkeit gab, die immateriellen Werte des Kulturdenkmals zu schützen?

Im Jahre 1964 fand in Venedig eine internationale Tagung der Denkmalpfleger statt, auf der ein wichtiges Schlussdokument gebilligt wurde. Die "Charta von Venedig", wie sie inzwischen genannt wird, ist zum Dekalog der Denkmalpflege geworden. Über diese Charta ist eine Legende entstanden, aber auch viele Mißverständnisse. Viele gängige Meinungen darüber finden keinerlei Begründung in dessen Inhalt. Man meint, die Charta von Venedig sei eine Reaktion auf den Wiederaufbau europäischer Baudenkmalern nach dem Krieg. In der Charta indessen kommt der Begriff "Wiederaufbau" gar nicht vor, was ein *argumentum ex silentio* für

die These liefert, dass der Wiederaufbau eines zerstörten Baudenkmals nicht der Denkmalpflege *sensu stricte* gehört. Es herrscht die Meinung vor, dass die Charta den Begriff "Authentizität", ausschließlich auf die materielle Substanz bezogen, gefestigt hat. Indessen handelt sie lediglich von der Notwendigkeit des Erhaltens der Baudenkmäler "im ganzen Reichtum deren Authentizität" und lässt das Problem der Definition dieses Begriffes gänzlich offen, ja sie suggeriert sogar dessen Vielschichtigkeit. Die Charta begann jedoch in den Händen ihrer europäischen Anhänger bald ihr selbständiges Dasein.

Ein Jahr nach Entstehung der Charta ist in Krakau das ICOMOS entstanden, die erste internationale Denkmalpfleger-Organisation. Ihre Anfänge waren eurozentrisch: Diskutiert wurde über den Alten Kontinent. Wie ein Bumerang kam immer wieder das Problem des Wiederaufbaus der im Krieg zerstörten Baudenkmäler zurück, das außerhalb von Europa überhaupt kein Begriff war. Das ICOMOS schrieb die Charta von Venedig auf seine Fahnen, man begann das Dokument zu "europäisieren", indem es der Doktrin von Riegl und Dvorak von der Jahrhundertwende angepaßt wurde. Man begann mit dem Übersee-Export dieser Doktrin, in den die Charta von Venedig unschuldigerweise verstrickt wurde.

Die 1972 beschlossene Weltkulturerbe-Konvention der UNESCO erforderte für die Welterbeliste eine einheitliche Eintragungsordnung. Und obwohl die grundsätzlichen Eintragungskriterien die Multikulturalität berücksichtigten, bestand das Problem im zusätzlichen Kriterium, in dem Authentizität-Test, der nach europäischem Verständnis formuliert wurde. Auf diese Weise wurden in einem internationalen Dokument die teilweise rekonstruierten Baudenkmäler oder Stadtanlagen mit dem Eintragungsverbot in die Welterbeliste bestraft. Dieser Zustand wurde anfangs toleriert und zwar solange die meisten Eintragungen die westliche Welt, hauptsächlich Europa, betrafen. Zu den ersten Auseinandersetzungen kam es bereits in den 80er Jahren, als immer mehr fernöstliche Staaten der Konvention beitraten und ihre Kulturdenkmäler für die Liste anmeldeten. Damals kam der tiefe Widerspruch zwischen zwei philosophisch-methodologischen Einstellungen zutage:

der europäischen Konzeption der Denkmalauthentizität, die sich ausschließlich auf die Authentizität der materiellen Substanz stützte und ihren Ursprung, - wie ich bereits sagte - direkt in der römisch-christlichen Verehrung der Reliquien von Heiligen hatte und der morgenländischen Konzeption, die ausschließlich die Authentizität von Form, Funktion, Tradition und anderen immateriellen Werten anerkannte, was dem Glauben an Reinkarnation entsprang. Die Seele eines Kulturdenkmals könne sich nämlich, so wie die menschliche, in einer anderen Materie wiederverkörpern.

Jede dieser "gegensätzlichen" Konzeptionen besitzt universelle Elemente und hat Verdienste um den Schutz des Kulturerbes. Beide sind nicht nur auf dem Boden von Religionen und Kulturen, sondern auch konkreten physikalischen Bedingungen entstanden, die unterschiedlich in Europa und in Fernost waren. Die westliche Konzeption, im Unterschied zu der fernöstlichen, deren charakteristisches Merkmal ein weiser Realismus ist, ist fundamentalistisch an sich und kann unmöglich voll und ganz verwirklicht werden. Sie zwingt ständig zu Zugeständnissen, Heuchelei und Schizophrenie. Vom Gesichtspunkt der Bedürfnisse moderner Wissenschaft hat sie jedoch einen absoluten Wert: Nur ein in seiner materiellen Substanz erhaltenes Kulturdenkmal kann ein glaubwürdiges historisches Dokument - eine Urkunde für den Erforscher der Architektur- und Kunstgeschichte darstellen, vor allem aber für die Heuristik solcher Wissenschaftszweige wie Bauforschung und Bauarchäologie. Hingegen ein selbst originalgetreu wiederaufgebautes Kulturdenkmal ist für den Forscher ausschließlich eine ikonographische Quelle. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit eines pietätvollen Schutzes der historischen Substanz dort, wo sie vorhanden ist. Daraus ergibt sich aber kein Verbot, die historische Form als Sitz historischer Funktionen, Symbole und Botschaften wiedererstehen zu lassen.

Um den Widerstreit beizulegen, hatte die UNESCO 1994 eine Sondertagung in die frühere japanische Hauptstadt Nara einberufen. Wir waren etwa 40 Experten aus allen Kulturräumen und debattierten eine Woche lang über den Begriff "Authentizität". Das Schlussdokument, das zwar zu Ungunsten des Diskussionsverlaufs ausgefallen war, bedeutete immerhin schon einen Fortschritt. Es wurde auf der vorjährigen Generalversammlung des ICOMOS in Mexiko ratifiziert und heute arbeitet man weiter an einer neuen Formulierung der Kriterien für das Welterbekomitee. "Den ganzen Reichtum der Authentizität" der Charta von Venedig stellen alle Bestandteile dar: die materiellen und die geistigen - Substanz, Form, Funktion, Tradition und Botschaft. Sie ergänzen einander, obwohl sie zuweilen notfalls austauschbar sind.

Als erster Staat hatte sich Polen gegenüber dem fundamentalistischen Prinzip der exklusiven Authentizität der Substanz herausfordernd verhalten, indem es 1979 die Warschauer Altstadt und das Königsschloss für die Welterbeliste angemeldet hatte. Die Bearbeitung dieses Antrages fiel in die Zeit, als die polnische Solidarnosc (Solidarität) und deren Vorsitzender Walesa in aller Munde waren. Das Welterbekomitee hatte beschlossen, ein wohlgemeintes Zugeständnis zu machen und das Kriterium der Substanzauthentizität gekonnt zu umgehen. Es erkannte nämlich an, dass es auf die ganze Zeitspanne vom 14. Jahrhundert an bis in die 70er Jahre, also bis zum Abschluss des Wiederaufbaus, zutrifft.

Damit ist nicht jene historische, sondern die wiederaufgebaute Warschauer Altstadt als ein Kulturgut des 20. Jahrhunderts in die Liste gesetzt worden.

Als aber kurz darauf Frankreich die Burg Carcassonne angemeldet hatte, das von Eugene Viollet-le-Duc im Sinne des Purismus gründlich restauriert worden war, hatte das Komitee diese Kandidatur wegen mangelnder authentischer mittelalterlicher Substanz abgelehnt. Erst nach dem zweiten Versuch ist dieses Objekt als Kulturgut und Kulturzeugnis des 19. Jahrhunderts in die Liste gesetzt worden. Ich wußte von der Absicht der Franzosen und meldete damals als Generalkonservator im Namen Polens die Marienburg an, die sich in einer schlechteren Lage als Carcassonne befand, denn sie war nicht nur von Schinkel und Steinbrecht puristisch umgestaltet worden, sondern wurde auch von uns teilweise wiederaufgebaut, nachdem sie von der Roten Armee zerstört worden war. Dennoch wurden beide Kulturdenkmäler am gleichen Tag in die Welterbeliste eingeschrieben. Sich des Umschwungs der Stimmung im Welterbekomitee bewußt, habe ich ein Jahr später die Kandidatur von Danzig angemeldet, der sich die ICOMOS-Fundamentalisten widersetzt haben. Sie argumentierten, in Danzig fehle die Authentizität der Substanz. Wir stellen den Antrag in diesem Jahr erneut.

Wie wir sehen, vollzieht sich an der Jahrhundertwende - nicht ganz ohne Schwierigkeiten - ein Wandel in unserem Bewußtsein wenn es um das Verhältnis zwischen den materiellen und geistigen Werten des Kulturdenkmals geht. Den letzteren, die in der europäischen Denkmalpflege bislang ignoriert wurden, messen wir unter dem Einfluß anderer Kulturräume in letzter Zeit zunehmend größere Bedeutung bei. Wir müssen jedoch bedachtsam handeln und den geistigen Werten nur in Ausnahmefällen den Vorrang vor den materiellen geben, und zwar dort, wo die Aussagekraft des Symbols stark und eindeutig ist. Es besteht nämlich eine gewisse Gefahr. Die Tatsache, dass die Warschauer Altstadt in die Welterbeliste aufgenommen wurde, ließ diesen Wiederaufbau zu einem vielgerühmten Modell werden, dass sowohl im Falle der totalen Rekonstruktion von archäologischen Ruinen als auch der Verwandlung von alten Stadtanlagen in Disneylands für die Zwecke der Massentourismusindustrie nachgeahmt wurde.

Die Geschichte unseres Verhältnisses zum Schutz des Kulturerbes in seinen verschiedentlichen Werten macht einen großen Bogen und wir nähern uns einer realistischen Einstellung, die für frühere Kulturen charakteristisch war. Wir schöpfen aus der Weisheit des Fernostens, die gedankliche Extreme zu meiden gebietet, nach Kompromiß- und realistischen Lösungen sowie individuellen Wegen in konkreten Fällen sucht. Kurzum - weniger Dogmen

und Tabus, mehr Vernunft und Intelligenz. Dadurch wird unsere Disziplin gesünder, aufrichtiger und humanistischer.

Die Denkmalpflege *sensu proprio* beginnt und endet dort wo historische Substanz vorhanden ist. In diesem Sinne gehört der Wiederaufbau eines zerstörten Baudenkmals ausschließlich in den Bereich zeitgenössischer Kultur und Kulturpolitik. Aber zu dieser Kultur gehört auch die Denkmalpflege *sensu latiore* (im weiteren Sinne), die den Schutz der geistigen Werte des Kulturdenkmals auch dort umfassen muss, wo deren materielle Schicht infolge einer Katastrophe zerstört worden ist. Die Denkmalpflege muss jedoch in Anlehnung an eine gründliche Analyse und Einschätzung jener Werte handeln, die nicht für alle eindeutig sein können.

Als vor sieben Jahren die Attrappe des Berliner Schlosses enthüllt wurde, war ich zu einer Konferenz des Berliner Abgeordnetenhauses eingeladen und um eine Äußerung gebeten worden. Die Konferenzveranstalter erwarteten eine begeisterte Unterstützung der Wiederaufbauidee unter Berufung auf das Warschauer Königsschloss. Meine Schlußfolgerung war jedoch anders. Ich fand, dass Fragen, ob das Schloss wiederaufgebaut werden soll, die Deutschen den Ausländern und Denkmalpflegern erst überhaupt nicht stellen dürfen. Dies würde nämlich eine Entscheidung *par excellence* aus dem Bereich der Kulturpolitik sein. Die Deutschen müssen selbst entscheiden, welche Symbole, geistige Werte und Botschaften des Kulturdenkmals sie am meisten schätzen und vorziehen. Das Warschauer Königsschloss wurde auf den eigenen Ruinen wieder aufgebaut, das Berliner Schloss ist eine Alternative zum Palast der Republik. Erst wenn die Deutschen entschieden haben, wird man Fachleuten die Frage *wie, aber nicht ob* stellen können.

Ähnliche Probleme und Zwiespältigkeiten gab es beim Wiederaufbau der Frauenkirche nicht. Ein hochklassiges Architekturwerk. Ein Symbol der Geschichte Dresdens und einer der größten Tragödien in der Geschichte, bei der Tausende schuldlose Menschen ihr Leben ließen. Wiederaufgebaut mit größter denkmalpflegerischer Pietät. Mit besonderer Sorgfalt nicht nur um getreue Wiedergabe der Form, aber auch um jedes erhaltene echte Detail, das - ähnlich dem Warschauer Königsschloss - gleich einer Reliquie an seinen ursprünglichen Platz zurückkehrt. Authentizität der Funktion, Tradition, der ideologischen, also religiösen, nationalen und allgemeinmenschlichen Botschaften. Und was ist mit der Authentizität der Materie? Dies ist ein sich wandelnder Begriff. So wie Carcassonne oder Marienburg heute voll und ganz als authentische Kulturzeugnisse des 19. Jahrhunderts betrachtet werden, und genauso wie niemand es wagen würde nach der Authentizität des Campanile von Venedig zu fragen, ob

dessen Wiederaufbau eine Geschichtsfälschung war, so wird mit der Zeit - in kommenden Jahrhunderten - die wiederaufgebaute Frauenkirche ein allgemein anerkanntes authentisches Dokument der Kultur des ausgehenden 20. Jahrhunderts sein, einer Kultur, die frühere materielle und geistige Werte eines Bauwerkes wieder aufleben lässt,

Ich würde mich freuen, wenn unser nächstes Treffen mit der Frauenkirche nach deren Wiederaufbau, bei dem ersten ökumenischen Gottesdienst, stattfinden könnte.

**Mit freundlicher Genehmigung von Herrn Prof. Dr. Andrzej Tomaszewski,
Generalkonservator der Baudenkmäler der Republik Polen veröffentlicht.**

Dresden, Dezember 2000